

POPULÄR-PHILOSOPHEN

IDENTITÄTSHOFLIEFERANTEN IN ZEITEN DER SINNSUCHE

≡ Thomas Assheuer

Wer alle guten Vorsätze fahren lässt und gelegentlich die Filiale einer Buchhandelskette betritt, der macht eine interessante Entdeckung: Die Regale für akademische Studien werden immer schmäler, während die Bestände populärwissenschaftlicher Bücher wachsen und wachsen. Großer Beliebtheit erfreuen sich Abhandlungen über das Gute und das Böse, gern genommen werden auch Einführungen in die »Lebenswissenschaften«, vor allem Aufklärungsfibeln über die spektakulären Erfolge der Hirnforschung (»Wer ist der Käpt'n im Kopf?«). Doch an der Spitze der Bewegung steht uneinholbar die Phalanx populärphilosophischer Bestseller. Während Habermas' »Diskurs der Moderne« oder Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft« wie verblichene Reliquien im akademischen Sakralbezirk versteckt werden, stapeln sich Bücher wie »Wer bin ich – und wenn ja viele?« in dorischen Säulen triumphierend bis unter die Decke.

Gewiss, das ist bloße Alltagsempirie, aber sie sagt viel über den Einfluss einer neuen geistigen Klasse – der Klasse des popularisierenden Intellektuellen. Dieser neue Typ operiert im Grenzgebiet zwischen dem System Wissenschaft und einem breiten, an Orientierung interessierten Publikum. Weder Journalist noch exklusives Mitglied der *scientific community* ist der popularisierende Intellektuelle ein Diplomat im öffentlichen Dienst: Er macht Unverständliches verständlich, übersetzt Fachchinesisch in Alltagsdeutsch und versiegelt sein Werk mit einer starken persönlichen Meinung. Es ist überflüssig, hier Namen zu nennen, aber wer unbedingt welche hören will: Rüdiger Safranski ist ein Experte für die Verallgemeinerung von Bildungswissen, und ein Bestsellerautor wie Richard David Precht arbeitet ermüdungsfrei im kleinen Grenzverkehr zwischen Naturwissenschaften und Philosophie. Wer will, mag beim Stichwort »populäre Intellektuelle« auch an Wilhelm Schmid oder an die studierte Philosophin Thea Dorn denken, die als zeitgeistsensible Welterklärerin multimedial ihren Auftritt sucht. Noch einmal anders verhält es sich mit der Islamkritikerin und promovierten Soziologin Necla Kelek. Auch sie schätzt den Graubereich zwischen Feuilleton und Wissenschaft und löst dabei fortlaufend Kontroversen aus, die anschließend von ihr selbst kontrovers kommentiert werden.

Kein Zweifel, der neue Typus des popularisierenden Intellektuellen ist zunächst eine Reaktion auf akademische Esoterik, auf die (unabdingbare) Spezialisierung der Fachwissenschaften. Es sind ja nicht nur *Bild*-Leser, die Wissenschaftler als eine exotische Spezies betrachten, die untereinander ein Stammesidiom sprechen, das sie zuweilen selbst nicht verstehen. Wissenschaftler, so heißt es, erklären die vertraute Alltagswelt so lange so kompliziert, bis sich normale Menschen darin so fremd fühlen wie Außerirdische nach der Landung. Man muss sich nur an den Fall des kurzzeitigen Verteidigungsministers und ehemaligen Doktors zu Guttenberg erinnern. Wer genau hinhörte, der erkannte in dem Affekt, mit der die Fangemeinde ihren Erlösungspolitiker gegen die elitären »Korinthenkacker« der Wissenschaft verteidigte, nicht nur die landesübliche Wut auf das Schwierige, sondern auch das Ressentiment derer, die sich von den Expertenkulturen verstoßen und von deren Erkenntnissen ausgeschlossen fühlten.

Und es stimmt ja auch. In der Wissenschaft sprechen, um es mit Niklas Luhmann zu sagen, Wissenschaftler zu Wissenschaftlern, und wenn der Laie davon etwas versteht, dann ist es Zufall. Wissenschaftler bearbeiten fachintern erzeugte Probleme, die bei der erfolgreichen Lösung anderer Probleme entstanden waren. Sie sitzen als Experten in Ethikkommissionen und bewerten die Folgen von Hochrisikotechnologien, von denen sie zweifelsfrei wissen, dass sich deren Risiken nicht abschätzen lassen. Andere Wissenschaftler streiten ergebnisoffen über Grenzfragen des Lebens, nachdem – Stichwort Gentechnik und Sterbehilfe – sein Anfang und sein Ende durch die Anwendung von medizinischem Wissen opak geworden ist.

Der popularisierende Intellektuelle erklärt dem Publikum aber nicht nur die akademisch verkapselten Expertenkulturen; er tummelt sich auch auf jenen Bühnen, die früher den »Großintellektuellen« vorbehalten waren. Platz ist genug. Denn anders als in Frankreich sind in Deutschland die Wortmeldungen von akademischen »Meisterdenkern« rar geworden – also die öffentliche Einmischung von Wissenschaftlern, die mit der Autorität ihrer akademisch erworbenen Reputation als Intellektuelle in der *res publica* Stellung beziehen. Für diesen Rückzug gibt es durchaus Gründe. Nicht nur, dass die Problemlagen komplizierter geworden sind und sich immer häufiger einer rhetorischen Zuspitzung entziehen. Viele Wissenschaftler fürchten auch, als eine Art Superstar in die Manege gezerrt, zu Zwecken des kulturellen Distinktionsgewinns missbraucht und anschließend von ihren Kollegen nicht mehr ernst genommen zu werden. Andere wiederum schrecken vor dem gewachsenen Popularisierungsdruck zurück und meiden das profund »Unwissenschaftliche« von Printmedien, auf denen schon am nächsten Tag

schamlos die Kartoffeln geschält werden. Wieder andere Wissenschaftler tun sich schwer mit dem Wechsel des Codes und dem Schreiben für ein anonymes Publikum, und tatsächlich lesen sich ihre Texte dann so, als seien sie unter großen grammatischen Schmerzen zur Welt gekommen.

Aber nicht nur die Spezialisierung der Spezialisten und das Verschwinden der Meisterdenker befördern den Aufstieg des popularisierenden Intellektuellen – auch die mediale Revolution des Internets trägt ihren Teil dazu bei. Die alte, von einer Handvoll Printmedien beherrschte Zentralöffentlichkeit mitsamt der Drei-Stände-Gesellschaft aus Journalisten, Publizisten und öffentlich engagierten Wissenschaftlern hat durch digitale Segmentkulturen und Partialöffentlichkeiten massiv Konkurrenz bekommen. In dieser unübersichtlichen Gemengelage, im aufregenden *inbetween* von Print und Internet, bewegt sich der popularisierende Intellektuelle erst recht wie ein Fisch im Wasser: Wo der »Meisterdenker« lauthals schweigt, erfüllt er noch einmal den Wunsch nach einem kantigen Weltbild und übersichtlichen Frontverlauf. Und wo die Wissenschaft hermetisch murmelt, befriedigt er leicht verständlich die Nachfrage nach praktischem »Anwendungswissen« und metaphysischer »Gesamtdeutung«. Auf diesem Feld scheint der popularisierende Intellektuelle sogar die Philosophie ersetzen zu wollen. Denn nolens volens ist auch sie zur Fachwissenschaft ernüchtert und liefert ihren Lesern kein spekulatives Heils-, sondern lediglich ein professionelles Erkenntniswissen. Mutmaßungen über das »Große und Ganze« oder Spekulationen über »Sinn« und »Leben« bearbeiten allein noch Theologen – oder eben die popularisierenden Intellektuellen. Sie füllen die Weltbildlücke der Philosophie und avancieren zu »Lebensgesamtratgebern« in einer intellektuell ausgehungerten Öffentlichkeit, die auf nichts anderes zu warten scheint als darauf, dass semantische Dienstleister ihr den Sinn des Daseins verraten beziehungsweise sinnvoll erklären, warum es diesen Sinn nicht gibt.

Zum Missfallen vieler Geisteswissenschaftler beziehen popularisierende Intellektuelle ihre Lebensklärungsangebote immer häufiger aus den Naturwissenschaften. Anscheinend können deren Theorieangebote lebensweltliche Phänomene besser erklären als beispielsweise die affirmationsbereite Bielefelder Systemtheorie, die den unberatenern Leser mit hinreißend nüchternen Anti-Narrationen konfrontiert, mit dem kühlen Charme von »Zufall« und »Kontingenz«. Nicht nur die Soziobiologie, etwa das Werk von Edgar M. Wilson, hat in der Lebensberatungsliteratur Karriere gemacht; auch die Hirnforschung ist darin ausgesprochen populär und wird nach Kräften »ausgeweitet«. Überhaupt scheint die Hirnforschung genau das zu leisten, woran andere scheitern: dem Zeitgenossen im »Ego-Tunnel« (Thomas Metzinger)

das Leiden an der Freiheit plausibel zu machen – all die psychodynamischen Komplikationen, die auftreten, wenn sich verantwortliche Subjekte in einer chaotischen Welt zurechtfinden müssen.

Eines allerdings sollte man dabei nicht übersehen. Wenn popularisierende Intellektuelle dem Publikum die neuesten Erkenntnisse der Naturwissenschaften nahebringen und Überlegungen über das zeitlose »Wesen des Menschen« anstellen; wenn sie das Schlagwort vom »Egoismus der Gene« (Richard Dawkins) zum Motto der Konkurrenzgesellschaft veredeln oder in einer Art Supernaturalismus die Gesellschaft mit einem Organismus gleichsetzen, der dann am besten funktioniert, wenn sich alle Teile widerspruchsfrei dem Ganzen unterordnen – dann handelt es sich dabei nicht bloß um harmlose populärwissenschaftliche Aufklärung, sondern um eine handfeste politische Intervention.

Diesen politischen Effekt kann man sich am Beispiel der Hirnforschung gut vor Augen führen. Grob verkürzt lautet ihr Forschungsbefund bekanntlich, die menschliche Freiheit sei eine Illusion und das Gefühl subjektiver Autonomie nichts anderes als eine mentale Kulisse, eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Für postdisziplinäre Kreativgesellschaften, in denen sich die Bürger als flexible Selbstunternehmer (»Erfinde Dich selbst!«) verstehen müssen, ist dies eine beruhigende Nachricht. Denn sobald die Erkenntnisse der Hirnforscher auf dem Umweg über Welterklärungsliteratur in die Gesellschaft einsickern, suggerieren sie dem Einzelnen eine prinzipielle »Unverantwortlichkeit« – sie trösten ihn damit, dass er gar nicht Schuld an seiner Lage sein kann, weil das schuldfähige Subjekt nachweislich gar nicht existiert. »Ich war es nicht.« Nicht das freie »Selbst« der Selbstverwirklichung, so heißt dies, hat entschieden und trägt Verantwortung, sondern die numinose Macht des Hirns – jener universal verzeihende Gott, der die Insassen der säkularen Konkurrenzgesellschaft von ihrer Schuld erlöst, gesellschaftlich und vor sich selbst versagt zu haben. Politisch prekär an dieser Botschaft ist nicht der Umstand, dass der Hirnforschung die Rolle einer Kompensations- und Entlastungswissenschaft zugeschrieben wird. Prekär ist, dass eine naturalisierte Perspektive nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Entscheidungsprozesse anonymisiert. Die Gesellschaft erscheint nicht mehr als imaginäre Einheit verantwortlich handelnder Subjekte, sondern, zugespitzt gesagt, als biologische Schicksalsgemeinschaft aus naturgemäß »Unverantwortlichen«, die von Sachzwang durch die Weltgeschichte treiben.

Gibt es also doch Grund, nervös zu werden? Gibt es im Kampf um mediale Aufmerksamkeit Grenzen der Popularisierung? Nun, auf der einen Seite gilt das, was auch bei Dieter Bohlen gilt: Wer gar nicht singen kann, der fällt

durch, und damit ist auch der argumentativen Selbstaussdünnung popularisierender Intellektueller eine natürliche Grenze gesetzt. Problematisch allerdings ist der fahrlässige Umgang mit Konsistenzansprüchen oder eine wissenschaftlich »angemalte« Übertreibungsrhetorik, die – wie im Fall Sarrazins geschehen – an der semantischen Bürgerkriegsfront Posten bezieht und sich zurecht den Titel »Desintegrationspublizistik« (Klaus Bade) eingehandelt hat. Aber auch wenn sich popularisierende Intellektuelle das Federkleid des wissenschaftlich abgesicherten Sinnstifters überstreifen, wenn sie nur noch als Weltbildverstärker und Identitätshoflieferanten auftreten, kurz: wenn strategische Übereinfachung zum publizistischen Geschäftsmodell wird, dann hat dies Folgen für die Kommunikation zwischen esoterischer Wissenschaft und exoterischem Publikum. Denn damit werden die Wissenschaften zwar populär »geöffnet«, zugleich aber durch *terrible simplification* wieder »verschlossen«. Oder um Heideggers berüchtigte Parole abzuwandeln: Der popularisierende Intellektuelle »verdunkelt alles« und gibt »das so Verdeckte als das Bekannte und jedem Zugängliche aus.«¹

Wenn das geschieht, wenn sich popularisierende Intellektuelle gar zu Lohnsklaven einer nivellierenden Medienlogik machen, dann gibt es nur eine Community, die ihnen öffentlich entgegenreten und auf Einhaltung argumentativer Standards dringen kann: die Wissenschaftler selbst. Wer will, mag also auf eine heilsame »Dialektik der Aufklärung« hoffen. Denn wer als Wissenschaftler der falschen Popularisierung komplexer Einsichten öffentlich widerspricht, der muss wieder eine Rolle einnehmen, der er sich doch aus vielen Gründen entledigt hatte – er muss wieder als Intellektueller auftreten.

1 Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 1927, S. 127



Thomas Assheuer, geb. 1955, ist Redakteur im Feuilleton der Wochenzeitung *Die Zeit*.